

Kritik in Kürze

Holbeiniana

Ulrich Holbein hat Memoiren bereits im Kindesalter verfasst. Erst jetzt ist es allerdings gelungen, die da-Vinci-haft technischen Zeichnungen und „Zettels Traum“ vorwegnehmenden Machwerk zu den Hermes Baby angemessen abzubilden. Ein Großer, das wird einem angesichts überliefelter Aufzeichnungen aus der eigenen Kindheit bewusst, ein ganz Großer hat dort gekräkelt. „111 Appetithäppchen“ aus einzigartigen Leben eines Unikums verspricht das Buchcover – laut kleiner literarische Knabberie in der Tat, die belebend wirken, nie stoppend, Sternenstaub und Funkenflug eines intergalaktischen Geistes. Dabei geht es zunächst ganz linear von der oralen Tradition (Stegreifstörung) über die neolithische Höhlenmalerei (Strichmännchen), die Helden-Epos-Phase (ichloses Drauflosfabulieren), die vorsokratische Geburt der Wissenschaft (Leitfäden für Affenhaltung), das spätantik-neuzeitliche Ich-Erwachen (Tagebuch) bis hin zur Fließbandproduktion literarischer und journalistischer Produkte. Für den Fan ist dieses Familienalbum eine unerlässliche Anschaffung. Für Holbein nur das, „was ich mir unter mir vorstelle“. Für Bruder Eberhard eine hübsche Erinnerung an seine Zeit beim Militär. Um dessen Utauglichkeit zu bezeugen, wandte sich Holbein einst an die Bundeswehr: „Nur selten zwickte er mich und wenn, dann niemals fest. Er wäre der harmloseste Soldat, der je gelebt hätte, und da es gerade das Merkmal des Soldaten ist, dass er unehrenlos ist, wäre er ein Soldat, der keiner ist.“ Holbein wäre nicht der Pazifist, der er ist, hätte er nicht auch stets ein paar vergiftete Pfeile im Köcher. (Ulrich Holbein: „Bitte umblättern!“ Einhundert Appetithäppchen. Elfenbein Verlag, Berlin 2010. 59 S., geb. 35,- €.)

Blockadepolitik

Das zweite Buch gilt als besonders heikel. Der 1961 geborene Wolfgang Hermann hat diese Hürde längst erfolgreich genommen. Seine kleinen, leisen Romane haben durchweg gute Kritiken bekommen, und der etwas kauzige Herr Faustini, Hauptfigur zweier Bücher, hat mit seinem unbeholfenen Charme viele Leser bezaubert. Nun schlägt der bislang eher stille Österreicher jedoch ganz neue Töne an, was gewiss etliche seiner Stammleser bedauern werden. Held seines jüngsten Romans ist nämlich der wenig sympathische Richard Marten, ein Schriftsteller, dessen erstes Werk ein internationaler Bestseller wurde und seinem Verfasser zu einem bequemen Leben verholfen hat. Nun warten Verlag und Leser auf das zweite Buch, Richard aber fühlt sich ausgebrannt und beginnt zu trinken, seine schöne Frau verlässt ihn, und eine Unbekannte schickt ihm regelmäßige Briefe, in denen sie von ihrem ausschweifenden Intimleben berichtet. Ist das der Stoff, der Richard aus seiner Schreibblockade führt? So könnte es sein, aber nichts fügt sich in diesem schmalen Roman wirklich zueinander. Für eine Satire auf den Medienbetrieb bleiben die Szenen aus der Verlagswelt zu blass, für eine pornographische Provokation sind die anonymen Briefe zu unbeholfen, für eine Entwicklungs geschichte agiert der glücklose Schriftsteller-Held zu langweilig und zu unglaublich. Dass er nach vielen Eskapaden ausgerechnet am Bett seiner todkranken Mutter zur Besinnung und zu einem neuen Romanstoff zu finden scheint, wie es das offene Ende suggeriert, ist das größte Klischee dieses an Stereotypen gewiss nicht armen Buches. (Wolfgang Hermann: „Mit dir ohne dich“. Roman. Haymon Verlag, Innsbruck und Wien 2010. 152 S., geb., 16,90 €.)

Neue Sachbücher

Wie tröstlich, dass der Vogelkäfig klemmt und das Bierglas so widerspenstig schaut

Gegen Grübeln und Reflexionsüberschuss hilft die harte Kontur der Haushaltsgegenstände. Daniel Miller erzählt, wie die Dinge, die uns umgeben, unser Denken prägen.

In seinen „Lehrjahren des Gefühls“ lässt Gustave Flaubert seinen Helden wiederholt auf die eigentlich Wirkungsmaut der Dinge treffen. „Ihr Kamm, ihre Handschuhe und Ringe wären für ihn bedeutungsvolle Dinge; sie hätten ihren Eigenwert wie Kunstwerke, ihr Eigenleben wie beseelte Wesen.“ Das Wissen, dass die Dinge keine bloßen Requisiten sind, sondern das Handeln der Subjekte mitbestimmen, ist längst auch in den Wissenschaften vom Menschen angekommen. Im Zuge dieses Trends hat der englische Anthropologe Daniel Miller unter dem Titel „Der Trost der Dinge“ eine Studie über die Bewohner einer Straße im Süden Londons veröffentlicht.

In fünfzig Einzelporträts berichtet Miller von den Wohnungseinrichtungen seiner Interviewpartner, erzählt, was sie sammeln, wie sie Ordnung halten oder mit ihrem Körper umgehen. Man erfährt von einer jungen Mutter, die Spielfiguren von McDonald's zum festen Bestandteil der

Kindererziehung macht, von einer halb erblindeten Frau, die das Staubbüschen zum Ritual werden lässt oder einen ruhelosen Geschäftsreisenden, der alles Dingliche so schnell wie möglich entsorgt und seine gesamte Existenz vornehmlich im Laptop verwaltet. Miller setzt bewusst auf eine literarische Form der Darstellung und vermeidet jegliches empirische Design. Die so entstandenen Porträts sind nicht nur leserlich, sondern letztlich auch informativer als es eine statistische Expertise über das durchschnittliche Konsumverhalten der englischen Mittelklasse am Beginn des einundzwanzigsten Jahrhunderts gewesen wäre. Ob seine Beschreibungen repräsentativ sind oder nicht, ist für Miller zweitranzig. Ihm geht es darum, die Befragten als Bewohner eines spezifischen Kosmos zu beschreiben, in dem der Umgang mit Dingen eine entscheidende Rolle spielt.

Allerdings taucht bei der Lektüre rasch die Frage auf, ob „Trost“ tatsächlich die angemessene Kategorie ist, um die vielgestaltige Wirkungsweise der Dinge zu beschreiben. Neben ihrer Dienstbereitschaft stellt sich im täglichen Umgang mit ihnen ja immer wieder auch der Eindruck radikaler Indifferenz, Widerspenstigkeit oder gar Feindseligkeit ein. Regelmäßig versagen sie den Dienst, stehen im Weg, beanspruchen Zeit und Geld oder verharren ungestört an ihrem Platz, auch wenn gerade das Ungeheuerlichste geschieht.



Deutsche Dinge: Wie vertraut sind uns die heimischen Trinkgefäß?

Die Literatur kennt zahllose Beschreibungen dieser Art, und wie Roland Barthes zu Recht bemerkt hat, erhalten die Objekte darin den Anschein einer „Sache, die eigentlich ist und ein wenig gegen den Menschen existiert“. So gibt es in Flauberts Erzählung eben nicht nur die auratischen Beisitztümern der geliebten Person, sondern auch Gegenstände, die zu „höhnischen Zuschauern“ werden oder den Helden, „wie er

meinte, mitleidlos anstarren“. Bei Miller bleibt diese Unheimlichkeit ausgespart. Die Dinge erscheinen hier eher wie gutmütige Haustiere, die in Zeiten der Krise für Ausgeglichenheit und Harmonie sorgen. Bezeichnenderweise kommt im Porträt des heroin-abhängigen Dave auch nur seine trostreiche CD-Sammlung als Ding in Betracht, nicht hingegen das Heroin, dessen Konsum ihn regelmäßig aus der Bahn wirkt.

Auch muss man dem Autor widersprechen, wenn er die Aufmerksamkeit auf Dinge als eine „außergewöhnliche Perspektive“ vorstellt. In den Geistes- und Kulturwissenschaften hat sich diese Perspektive längst etabliert, und spätestens seit den Arbeiten Bruno Latour ist es auch in der Soziologie nicht ungewöhnlich, das eigenartige Verhalten von Sicherheitsgurten oder automatischen Türöffnern in die Darstellung der Gesellschaft einzubeziehen. Insofern löst Miller sein Versprechen nur ansatzweise ein. Im Zentrum steht letztlich nicht die spezifische Funktionsweise der Dinge, sondern die Absichten, Ängste und Wünsche ihrer Besitzer. Der Begriff des Dings wird auch eigentlich ausgeweitet, wenn beispielsweise auch die Ausübung von Wrestling oder ein treuerziger, brauner Labrador als „Ding“ angesprochen wird.

Das Verdienst des Buches liegt wunderbar. Miller selbst formuliert es im Nachwort. Es ist die „Erkenntnis, dass man heute auch in sehr kleinen sozialen Einheiten eine Vielheit von Lebensformen vorfindet, die der in den traditionell von Anthropologen untersuchten Gesellschaften in nichts nachsteht“. Eine Straße im Süden Londons ist bei genauerer Betrachtung eben nicht weniger exotisch als die Schauplätze einer fremden Kultur. Ähnlich wie es Wissenschaftssoziologen mit dem In-

Versuch einer Ehrenrettung

Gaby Pailer widmet sich Charlotte Schiller

Charlotte Schillers Ruf ist nicht eben gut. Sie gilt als etwas biedere, klatschfreudige Frau, die sich ihrem Mann völlig unterordnet und ihn blind verehrt. Andere Frauen im Umfeld des klassischen Weimar, etwa Charlotte von Kalb oder selbst noch die eigene Schwester Caroline von Wolzogen, die mit dem Roman „Agnes von Lilien“ hervorgetreten ist, haben weitaus interessanteren Lebensläufe und genießen höhere intellektuelle Wertschätzung. Man muss dies voranschicken, um Gaby Pailers grundlegenden Impetus zu verstehen. Ihr geht es darum, zu zeigen, dass sich auch Charlotte Schiller weit mehr als gedacht in den literarisch-kulturellen Kontext der Zeit einfügt und sie in allen Lebensphasen literarisch aktiv war. Mit hin sei sie zuvor erster als Schriftstellerin zu würdigen.

Dementsprechend bildet neben dem konventionellen Abhandeln ihrer Biographie ein fundierter Überblick über ihre literarische Hinterlassenschaft das Hauptaugenmerk des Buches. Allerdings sind dem enge Grenzen gesetzt, wie Gaby Pailer selbst konzidiert. Zum einen liegt nur ein Bruchteil der Texte ediert vor, und zum anderen äußert sich Charlotte Schiller in ihren Briefen kaum zu ihren Werken, was die Datierung oftmals erschwert bis unmöglich macht. Literarischer Ehrgeiz hat ihr, wie vielen, aber eben nicht allen ihrer Geschlechtsgenossinnen ferngelegen, das Schreiben war eher eine weitgehend im Verborgenen ausgeübte Nebenbeschäftigung. Große Werke konnten ohnehin nur von Männern hervorgebracht werden, so die an Geschlechterstereotypen gebundene Einschätzung der Zeitgenossen, die Charlotte vollauf teilte.

Die Bandbreite ihrer Texte ist weit und reicht von lyrischen Versuchen über dramatische Entwürfe bis hin zu Erzählungen und Romanfragmenten. Auch thematisch zeigen sich Bezüge zur Literatur der Zeit, sei es in der Zuwendung zu antiken Themen oder im Rückgriff auf französische Erzählliteratur. Es fragt sich allerdings, ob dies nicht erwartbar war und ob man sie deshalb wirklich schon als Schriftstellerin anzusehen hat. Gaby Pailer vermeidet zwar selbst jede ästhetische oder literaturkritische Wertung, aber fast sämtliche der von ihr angeführten Zitate wecken Zweifel an der literarischen Qualität der Texte. Eine große Dichterin blieb hier sicherlich nicht unentdeckt.

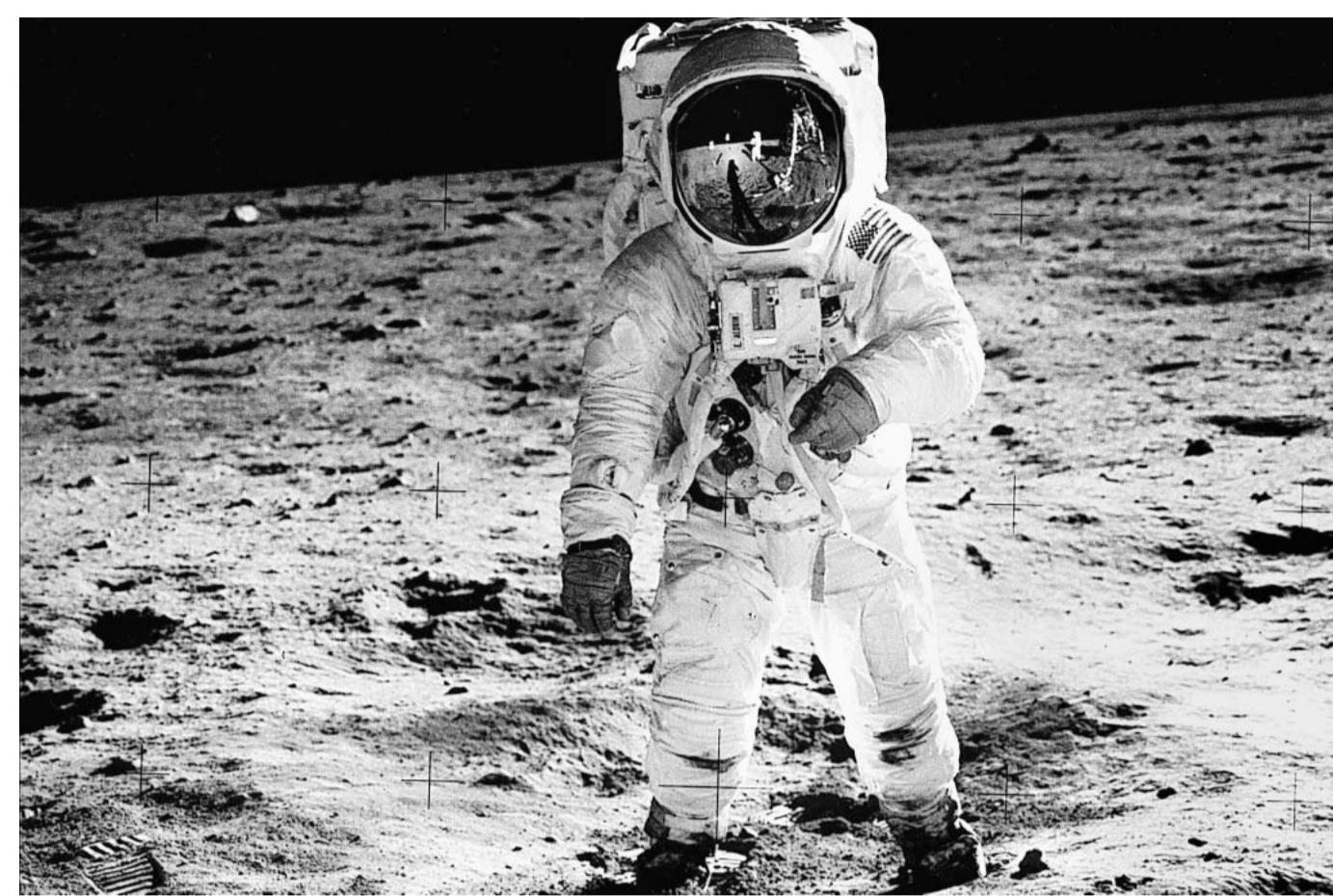
Auch sonst geht Pailer äußerst wohlwollend mit ihrer Protagonistin um. Befürchtet-berüchtigte Briefstellen werden exkulpiert oder dem Kontext der Zeit zugeschrieben, anderes nicht angesprochen oder rein sachlich referiert. Wenn Charlotte Schiller anlässlich des Todes der Schwester von Christiane Vulpius schreibt, dass es sie schmerzt, dass Goethes „Tränen um solche Gegenstände fließen müssen“, geht dies sicherlich über die übliche Ablehnung von Goethes „dicker Hälften“ in Weimar hinaus. Und dass sie maßgeblich zur Idealisierung, ja fast schon Sakralisierung Schillers nach seinem Tod beigetragen hat, die rezeptionsgeschichtlich so fatal gewirkt hat, deutet Gaby Pailer allenfalls an. So verständlich der Versuch einer Rehabilitierung auch sein mag, überzeugender gerät er, wenn er einen kritischen Blickwinkel nicht ausstieß.

THOMAS MEISSNER

Gaby Pailer: „Charlotte Schiller“. Leben und Schreiben in klassischen Weimar. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 2009. 203 S., geb., 19,90 €.

Nicht die Hände eines Herrensöhnchens

Antonio Muñoz Molina kehrt in seinen Romanen immer wieder in die spanische Provinz zurück. Mit „Mondwind“ legt er das intimste Zeugnis seiner Selbstsuche vor.



Für den Vater ein Bild der Fälschung, für den Sohn das Symbol für den Aufbruch in neues, technologisches Zeitalter: Buzz Aldrin, fotografiert von seinem Kollegen Neil Armstrong, der sich im Astronautenhelm spiegelt, am 20. Juli 1969 auf dem Mond.

Foto AFP

zu dem Antonio Muñoz Molina immer wieder in seinen Büchern zurückkehrt. Der vierundfünfzigjährige Autor ist eine Galionsfigur der „nueva narrativa española“, der wichtigsten literarischen Strömung des demokratischen Spaniens, und spätestens seit seiner Aufnahme in die Königlich-Spanische Akademie 1995 auch international bekannt.

Sein Mágina ist für die spanische Literatur so etwas wie Gabriel García Márquez' Macondo für die sudamerikanische – mit dem Unterschied, dass Mágina kein Ort der Erfahrung, sondern der Erinnerung des Autors ist. Zwar wird man es wie das südamerikanische Pendant auf keiner Landkarte finden, wohl aber den in „Mondwind“ beschriebenen Fluss Guadaluquivir, die Sierra de Mágina und die endlosen Olivenhaine an ihren Ausläufern. Wer nach einem Ort sucht, auf den Muñoz Molinas Beschreibung passt, der wird auf die maurische Festungsstadt Úbeda und die Geburtsstadt von Muñoz Molina in der hitzeflirrenden Provinz Jaén stoßen. Hier liegt das in „Mondwind“ beschriebene Viertel San Lorenzo, in dem ein niemals namentlich genannter Heranwachsender – der wie der Autor 1956 geboren ist – ängstlich die Veränderungen seines Körpers beobachtet. Es gibt in Úbeda bis heute das Salesianerkolleg Santo Domingo Savio, in dem 1969 den Söhnen reicher Eltern und einigen begabten Stipendiaten die Liebe zu Gott und die Ehrfurcht vor den Padres mit Kopfnüssen eingeblewurde.

Die Geschichte des Jugendlichen an der Schwelle zur Pubertät, der sich aus eigenem Antrieb mit Rationalität bewaffnet, um gegen den Aberglauben und Obskurratismus seiner Umwelt zu bestehen, ist wohl die Beschreibung Muñoz Molinas einer Jugend. Er wuchs auf in einer Welt, in der Lesen und Lernen als Zeitverwendung galten. „Katholische Indoktrination in der Schule, jeden Morgen die Hymne der Falange“, beschreibt er seine Jugendzeit in den düsteren Jahren der gefestigten Franco-Diktatur einmal. Mágina ist bei ihm Synonym für Fernweh, Überdruss und Trostlosigkeit, aber auch für Identität. Muñoz Molina kämpft als Autor gegen die eigene Geschichtslosigkeit und die seines Landes, schreibt seine Frau Elvira Lindo, ebenfalls Schriftstellerin. Mit „Mond-

wind“ liegt nun das wohl intimste Zeugnis der Selbstsuche des Autors vor.

In all seinen Romanen begegnet man Protagonisten, deren Biographien Überschneidungen mit Muñoz Molinas aufweisen. Schon die Figur des Journalisten Solana aus seinem ersten Werk „Beatus Ille“, das ihm 1986 den spanischen Ikarus-Preis und den Ruf des aufrechten Moralisten einbrachte, lässt sich als Alter Ego des Autors identifizieren. Ebenso der junge Mann, der in dem Roman „Der polnische Reiter“ von 1973 auf ein Stipendium und den Ausbruch aus Mágina in die große weiße Welt hofft. In „Mondwind“ tritt nun das Personal der vorangegangenen Bücher in Nebenrollen wieder auf: Der Journalist Lorenco Quesada, der nun so engagiert Nacht für Nacht für das Blatt über die Mondlandung schreibt, dass er bei seiner täglichen Lohnarbeit beinahe zusammenbricht, muss es wie das südamerikanische Pendant auf keiner Landkarte finden, wohl aber den in „Mondwind“ beschriebenen Fluss Guadaluquivir, die Sierra de Mágina und die endlosen Olivenhaine an ihren Ausläufern. Wer nach einem Ort sucht, auf den Muñoz Molinas Beschreibung passt, der wird auf die maurische Festungsstadt Úbeda und die Geburtsstadt von Muñoz Molina in der hitzeflirrenden Provinz Jaén stoßen. Hier liegt das in „Mondwind“ beschriebene Viertel San Lorenzo, in dem ein niemals namentlich genannter Heranwachsender – der wie der Autor 1956 geboren ist – ängstlich die Veränderungen seines Körpers beobachtet. Es gibt in Úbeda bis heute das Salesianerkolleg Santo Domingo Savio, in dem 1969 den Söhnen reicher Eltern und einigen begabten Stipendiaten die Liebe zu Gott und die Ehrfurcht vor den Padres mit Kopfnüssen eingeblewurde.

Die Reduktion auf einen winzigen Zeitausschnitt, nämlich vom Tag, an dem die Apollo 11 startet, bis zur Rückkehr der Astronauten zur Erde vier Tage später, lässt Muñoz Molina viel Raum für Schilderungen der Alltagsbeobachtungen und Bewusstseinsprozesse des Jungen. Seite für Seite erschließt sich dem Leser das Leben im begrenzten Bezirk der Olivenhaine und weiß gekalkten Häusern. Dabei wird Muñoz Molina nie weitschweifig, sondern folgt dem von ihm propagierten Ideal eines reinen, präzisen aber doch bildreichen Ausdruckes. „Mondwind“ ist ein konzentriertes und poetisches Buch, in dem Muñoz Molina es aber dennoch schafft, die Sprache in einem eigenwillig-drängenden Rhythmus voranzutreiben und bis zuletzt eine ungeduldige Spannung zu halten. Der sorgfältigen Arbeit von Willi Zurbrüggen ist es zu verdanken, dass die sprachliche Brillanz in der deutschen Übersetzung erhalten blieb.

Dass er genau kennt, was er beschreibt, bewahrt den Autor davor, ins Klischee zu verfallen. Es gibt kein Idyll. Nostalgie, über die Antonio Muñoz Molina einmal

äußerte, sie würde der Literatur nicht gut tun, schimmert nur durch. Ebenso feindlich ist der Humor, eine liebvolle Art von Ironie, mit der zum Beispiel beschrieben wird, wie sich der Junge nach einem geschwänzten Sonntagsgottesdienst als heiliger Freidenker fühlt, „wie Voltaire oder Giovanni Papini“, und sich gleichzeitig vor der Rache Gottes fürchtet.

Der Autor hat die Geschichte seiner Jugend von New York aus rekonstruiert, wo er von 2002 bis 2004 das „Instituto Cervantes“ leitete. Sosehr sich Muñoz Molina auch aus der Provinz weggesetzt haben mag, so liebvoll blickt er nun zurück. Es liegt eine große Zärtlichkeit in seiner Beschreibung einer Welt, deren Bewohner zwar den Sprung von der ptolemäischen Welt zu der Galileo und Newtons noch nicht vollzogen haben und den Mond nach einem alten Lied Catalina nennen, die er aber doch nie als Hinterwälzer zeichnet. „Muss ich weniger arbeiten, wenn diese als Taucher verkleideten Amerikaner auf dem Mond landen?“, stellt der Vater die entscheidende Frage. Die Skepsis gegenüber allem Neuen, so klingt durch, ist vielleicht weniger naiv als vorbehaltloser Fortschrittsglauken.

Die Perspektive des Noch-Kindes, das aus Mangel an geistiger Freiheit Zuflucht in imaginären Welten sucht, erlaubt es Muñoz Molina auch mit einer ungewöhnlichen Leichtigkeit über die bleierne Zeit der Diktatur zu schreiben. Aus dem Gemurmel, das durch verschlossene Schlafzimmertüren dringt, aus heimlichtuerischen Anspielungen, Gesprächssetzen und Zeitungsnotizen rekonstruiert der Junge sein eigenes unschuldiges Bild der ständig präsenten Vergangenheit. Am Schluss sieht man den Ich-Erzähler als Mann mit grauem Haar, der sich in einer weit entfernten, tosenden Stadt in seinen Träumen Nacht für Nacht nach Mágina zurückkehrt. Der Vater ist tot, das Haus verlassen. Hier fällt Muñoz Molina nun doch allzu sehr in die Elegische. Der unvermittelte Sprung in die Gegenwart auf den letzten Seiten ist ein überflüssiger literarischer Trick, der das Gefühl des Lesers, ein Kleinkind in den Händen zu halten, aber nicht beinträchtigen kann.

ANNIKA MÜLLER

Antonio Muñoz Molina: „Mondwind“. Roman. Aus dem Spanischen von Willi Zurbrüggen. Rowohlt Verlag, Reinbek 2010. 336 S., geb., 19,95 €.



Deutsche Dinge: Wie vertraut sind uns die heimischen Trinkgefäß?

Auch muss man dem Autor widersprechen, wenn er die Aufmerksamkeit auf Dinge als eine „außergewöhnliche Perspektive“ vorstellt. In den Geistes- und Kulturwissenschaften hat sich diese Perspektive längst etabliert, und spätestens seit den Arbeiten Bruno Latour ist es auch in der Soziologie nicht ungewöhnlich, das eigenartige Verhalten von Sicherheitsgurten oder automatischen Türöffnern in die Darstellung der Gesellschaft einzubeziehen. Insofern löst Miller sein Versprechen nur ansatzweise ein. Im Zentrum steht letztlich nicht die spezifische Funktionsweise der Dinge, sondern die Absichten, Ängste und Wünsche ihrer Besitzer. Der Begriff des Dings wird auch eigentlich ausgeweitet, wenn beispielsweise auch die Ausübung von Wrestling oder ein treuerziger, brauner Labrador als „Ding“ angesprochen wird.

Das Verdienst des Buches liegt wunderbar. Miller selbst formuliert es im Nachwort. Es ist die „Erkenntnis, dass man heute auch in sehr kleinen sozialen Einheiten eine Vielheit von Lebensformen vorfindet, die der in den traditionell von Anthropologen untersuchten Gesellschaften in nichts nachsteht“. Eine Straße im Süden Londons ist bei genauerer Betrachtung eben nicht weniger exotisch als die Schauplätze einer fremden Kultur. Ähnlich wie es Wissenschaftssoziologen mit dem In-

nenleben moderner Labore getan haben, richtet Miller den ethnologischen Beobachterblick auf Phänomene der eigenen Kultur. Eine Sammlung gestohlenen Biergläser steht dem Gebrauch von Tonkrügen in einer indischen Dorfgemeinschaft dann in nichts nach.

Für die Fachkollegen des Autors ist das vermutlich keine neue Erkenntnis, aber diese Perspektive trägt über den fachwissenschaftlichen Rahmen hinaus. Der verfremdende Blick auf englischen Weihachtsschmuck oder die Praxis des Staubbüschen lässt scheinbar Unwesentliches plötzlich beschreibungswürdig erscheinen. Leider hält Miller die dazu notwendige Distanz nicht immer durch und unterbricht seine Beschreibungen mitunter durch überflüssige Selbstauskünfte. In den gelungenen Passagen jedoch erhalten die Bewohner Londons das Potential literarischer Figuren – wie etwa Elia, die in ihrer Küche mit der toten Großmutter spricht und wenn es besonders gute Nachrichten gibt, Lippenstift auflegt und sich auf den Weg zum Friedhof macht